

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Dreiundzwanzigstes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war Donnerstag den 3. Dezember 1394, als der Feind noch mehrere Meilen entfernt südlich von Rathenow in den Dörfern lagerte. Eine bittere Kälte war eingetreten; die Erde lag mit tiefem Schnee bedeckt, der, jetzt fest zusammengefroren, bei jedem Schritte knirschte und pfiß. Mit dem Dunkelwerden fing die Vigilia der heiligen Barbara an, deren Fest morgen gefeiert wurde. Theils dieser Umstand, theils die heftige Kälte ließ die Rathenower vermuten, daß der Feind auch morgen Rasttag halten würde. Aber Fürst Siegismond hatte es anders beschloffen. Kaum war es dunkel geworden, als die Trompeten zum Aufbruch bliesen; es wurde der Befehl gegeben, vorwärts zu gehen, weil man noch in dieser Nacht vor Rathenow sein wolle.

Beim hellen Sternen- und Schneelichte — denn der Mond leuchtete jetzt nicht — trat das Heer seinen Weg an. Pfeisend zogen die Heerwagen, denen man noch eine Anzahl Schlitten aus den Dörfern zugesellt hatte, über den Schnee dahin, knirschend glitt der Fuß der Landsknechte darüber weg. Es dauerte nicht lange, so waren alle Schnaubärte weiß befroren, und die Pferde schüttelten prustend den Reif von der Nase. Die Kälte nötigte rasch zuzuschreiten und schnürte dennoch die Brust zusammen, daß der Atem stockte. Man hatte sich vermunnt, so viel man vermochte, aber die Kälte drang durch bis zur Haut, und gar mancher der behelmten Krieger fluchte ingrimmig, aber leise in sich hinein, daß er seinen warmen Platz auf der Ofenbank hatte aufgeben müssen. Die Wölfe waren bei dem harten Frost so hungrig geworden, daß niemand zurückbleiben und sich von dem Heere entfernen durfte, wenn er von ihnen nicht angefallen werden wollte. Dicht geschlossen, um sich gegenseitig gegen den kalten Ostwind zu decken, schritt man vorwärts ohne Rast oder Halt, und um 10 Uhr stand man an den Havelarmen, hinter welchen Rathenow liegt.

Das tiefste Schweigen wurde anbefohlen, weil man die Stadt überumpeln wollte. Still und öde lag sie vor ihnen da, nur aus wenigen Fenstern strahlte Licht, die meisten Einwohner waren um diese Zeit

schon zu Bett. In diesem Augenblick erhielt die Stadt Nachricht von dem Anzuge der Feinde durch einige Landleute, welche auf einem Umwege sich so eilig als möglich durchgeschlichen hatten; die Sturmglocke wurde laut, die Wächter stießen ins Horn, aber es war zu spät; die Feinde hatten rasch die Brücken überschritten, sich der Stadt genähert und auch den zweiten Havelarm passiert. Die Mauern waren schwach besetzt und in feckem Anlauf waren sie erstiegen. Das Siegesgeschrei ertönte bereits, als noch viele Einwohner sich den ersten Schlaf aus den Augen rieben; die Thore wurden geöffnet und hinein stürzte die wilde Rotte und ergoß sich wie ein brausender Waldstrom durch die unglückliche Stadt.

Überall krachten die Hausthüren zusammen unter den wütenden Stößen der eindringenden raublustigen Scharen. Kaum vermochten die geängstigten Bewohner einige ihrer wertvollsten Sachen in verborgene Schlupfwinkel zu verstecken, so standen jene schon in ihrer Rohheit in den Zimmern und setzten den Bewohnern ihre Messer an die Kehle, sie mit augenblicklichem Tode bedrohend, wenn sie nicht ihr Geld und Silberzeug und was sonst Wert haben mochte, zur Stelle schafften. Hier und da erscholl das Todesgeschrei derer, welche nicht schnell der Forderung willfahrten. Die Spinde und Laden wurden erbrochen und zerhauen, Wein und Bier, wo man es fand, ausgetrunken und ausgegossen, die Bewohner bei den Haaren nach Küche und Keller geschleift, mit Füßen getreten und lahm geschlagen, Weiber und Mädchen im Angesicht ihrer Männer und Väter geschändet, welche zum theil verwundet dastanden und sich in ohnmächtiger Wut das Haar zerrauften, während das Kriegsvolk sie mit wildem Grimm verhöhnte. Alle Schändlichkeiten, welche der Mensch nur auszuüben vermag, wenn er zur Bestialität herabsinkt und höllische Dämonen über ihn gebieten, wenn der Genius der Humanität trauernd entflieht und Recht und Gerechtigkeit verzweifelnd verstummen, wurden ausgeübt. Es war, als ob die Hölle ihre Scharen ausgespieen hätte, um Gottes schöne Welt zu verderben; da war kein Erbarmen, kein Mitleiden, nichts, was dem Menschenherzen zum Troste gereichen konnte. Das Wimmern der Kranken und Schwachen, das Winseln der Sterbenden, der Jammer der Unschuld, das Weinen des Kindes, nichts wurde einer Beachtung gewürdigt; Mord, Grausamkeit, viehische Wollust und Plünderung herrschten überall auf die schonungsloseste Weise, und nirgend war jemand, der dem Wüthen der rohen Scharen Einhalt gethan hätte, deren Wildheit durch die genossenen starken Getränke immer mehr gesteigert wurde.

Allein wir wollen uns nicht dem betrübenden Gesichte widmen, die Greuelszenen dieser grauenhaften Nacht weiter auszumalen. Wer wendet nicht gern seinen Blick hinweg von der tiefsten Entwürdigung des Menschen, wo das Scheusal den Jammer gebiert und über seine Furcht-

barkeit das Hohngelächter der Hölle aufschlägt! — Die Morgensonne beleuchtete überall in der sonst blühenden Stadt nur Elende, moralische und physische. Es sah schrecklich aus, denn eine solche Nacht reißt nieder, was Jahre angestrengten Fleißes nicht schaffen können. Aber mit dem Tageslicht hörten wenigstens die Plünderungen und die damit verbundenen Schandthaten auf, und es schien die Ordnung wiederzukehren.

Fürst Siegismund ließ in der Stadt unter Trommelschlag bekannt machen, daß die Bürger zusammenkommen und dem Erzbischof von Magdeburg huldigen und Treue schwören sollten. Es blieb den armen Bürgern nichts übrig als sich dazu einzufinden, denn wer nicht gekommen wäre, würde ohne Zweifel als Feind noch ferner behandelt worden sein. Sie beschworen demnach, was man von ihnen verlangte, und gingen mit der Hoffnung nach Hause, daß nun die Ruhe wieder hergestellt sein würde. Die versteckten Sachen wurden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgeholt und der Tag verging ruhig. Am folgenden Tage, als man schon anfang die gewöhnlichen Geschäfte vorzunehmen, ließ Fürst Siegismund im Einverständnisse mit dem Erzbischofe ausrufen, daß alle Bürger bei ihrem geschworenen Eide sich mit ihren Waffen und Wehren auf dem Markte stellen sollten. Hier wurde ihnen angezeigt, daß ihr neuer Herr, der Erzbischof, unterwegs sei und mit einem Trupp Reiter komme, daß er jedoch fürchte, von den Märkischen aufgehoben zu werden; sie sollten ihm deshalb zu seinem Schutz und Schirm entgegenziehen. Man trieb alles, was Mann war, auf dem Markte zusammen, öffnete die Thore und führte sie hinaus. Sowie sie indessen draußen waren, schloß man die Thore, und Fürst Siegismund gab ihnen auf Befehl des Erzbischofs Erlaubnis, zu gehen, wohin sie wollten. Da erhob sich ein großes Wehklagen; allein es half kein Bitten. Ein paar Stunden später öffneten sich die Thore wieder; man trieb die Weiber und Kinder der draußen befindlichen Männer nebst den Kranken, Alten und Schwachen hinaus, denen man erlaubt hatte, soviel mitzunehmen, als sie unter dem Arme tragen konnten. Selbst die Kindbetterinnen hatte man nicht zurückbehalten; jeder mochte sehen, wo er bliebe. Das Elend und der Jammer war unbeschreiblich. Mitten in der Kälte hinausgestoßen ins Freie, zum teil nicht einmal vollständig bekleidet, ausgeplündert, krank und verwundet, wußten die meisten nicht, was sie in ihrer Verzweiflung beginnen sollten. Viele Kranke waren genötigt, sich niederzulegen; mehrere Schwangere kamen vor Angst und Not auf freiem Felde vorzeitig nieder, viele starben an den Verletzungen der Schreckensnacht, noch andere an den Wunden, welche sie bei der gewaltsamen Vertreibung von Haus und Hof empfangen hatten, bei welcher man eben nicht säuberlich mit ihnen verfuhr, andere verschmachteten vor Hunger und Kälte auf ihrem Wege zu fern wohnenden Verwandten, und nur einem Teile gelang es, ein

Unterkommen in anderen Ortschaften zu finden, was schwer genug war, da niemand gern jemanden aufnimmt, der nackt und bloß kommt.

Als der Bischof angelangt war, vernahm er, daß man seinen Befehl vollzogen hatte. Diejenigen, welche magdeburgisch gesinnt waren, hatte man geglaubt schonend behandeln zu müssen und sie befanden sich noch in der Stadt. Da ließ der Erzbischof bekannt machen, wer ihm nun treu sein wolle, der solle sich am Gatter einfinden und die Feinde vertreiben helfen. Nun kamen diejenigen, welche ihm die Stadt verraten hatten, hielten sich für die treuesten und liebsten und warfen sich in die Brust. Da sprach der Erzbischof: Habt ihr die Stadt zuvor verraten, daß sie in meine Hand gefallen ist, so könnt ihr sie auch wieder verraten, daß sie mir aus der Hand gespielt wird. Und er gab den Befehl, sie aus der Stadt zu treiben, was auch sofort geschah. Darauf ließ er ihre Weiber und Kinder zusammentreiben, welche mitnehmen durften, soviel sie tragen konnten. Es war eine wohlfeile Großmut, denn er sparte dabei den Verräterlohn. Allein diesen Vertriebenen ging es traurig; sie hatten sich nach Stendal gewandt und begehrten Aufnahme, man wies sie jedoch als Verräter ab, und ähnlich ging es ihnen überall. Der größere Teil von ihnen wurde notgedrungen zu Strauchdieben und Räubern*).

Raum war dies geschehen und rüchbar geworden, so strömten eine Menge Reiter und Fußvolk des Erzbischofs nach Rathenow. Zu ihnen gesellte sich viel losen Gefindels, an welchem es zu allen Zeiten nicht gefehlt hat, um dort zu rauben und zu stehlen und sich das herrenlose Gut anzueignen. Da ein großer Teil der Sachen dem Kriegsvolk nichts nützen konnte, so hatte man nichts dagegen, wenn es fortgetragen wurde, wiewohl bei dem eigennützigen Charakter des Erzbischofs zu vermuten ist, daß er die Sachen nicht umsonst weggegeben hat. Man rührte sich fleißig, denn wahrscheinlich war eine so gute Gelegenheit zu gewinnen nicht so bald wieder zu hoffen. Nach den Berichten der Zeitgenossen sollen über hundert Wagen mit Gütern und Hausgerät nach Magdeburg geschleppt sein. Wie viel in der Umgegend geblieben sein mag, läßt sich hiernach einigermaßen schätzen.

Als die Güter weg waren, quartierten sich die Reiter und Kriegsteute in den leer stehenden Häusern nach Belieben ein, wo es ihnen am besten behagte; was sie vorfanden, eigneten sie sich zu und gebrauchten es nach Belieben. Der Nachmittag wurde mit Trinken hingebracht, denn in den Kellern hatte man ansehnliche Vorräte von Getränken gefunden und that sich daran um so mehr gütlich, als die anhaltende Kälte einen guten Trunk zu fordern schien. Die ausgeleerten

*) Detmars Chronik von Grotuff II. I. S. 365.

Tonnen sollten zu einem Freudenfeuer dienen. Man schleppte sie zur Stadt hinaus, auf die Wiese an der Stremme gegen das ehemalige Schloß hin, stellte sie auf einander und zündete sie am Abend an. Da das Feuer aber den berauschten Gemütern nicht hell genug brannte und genug wärmte, so schleppten sie Blöcke, Bretter, Bänke, Tische und was sich sonst an hölzernen Gerätschaften vorfand herbei, und warfen die Sachen unter brüllendem Gelächter ins Feuer. In der Stadt trieb der Übermut nicht geringere Tollheiten; alle Bilder, Insignien und Wappen des Markgrafen von Brandenburg wurden auf die ekelhafteste Weise besudelt und beschmutzt; sie dienten als Zielscheiben für die Schützen, man kratzte sie unter allerlei Frevel ab oder veränderte sie auf schimpfliche Weise, wie eine rohe ungezügelter Masse im Gefühl ihrer Herrschaft gewöhnlich den Übermut nicht zu bändigen weiß. — Übrigens wurde Friedrich von Alvensleben zum Hauptmann von Rathenow ernannt*).

Was hatte die unglückliche Stadt, was hatten ihre harmlosen Bewohner verschuldet, daß ein so furchtbares Schicksal sie heimsuchen durfte? O wahrlich, alle Schrecknisse einer Eroberung und Plünderung erdulden müssen und dann von Haus, Herd und Eigentum hinweg gewiesen zu werden in den erbarmungslosen Winter unter fremde Menschen, ist mehr, als ein Mensch ertragen kann und darum nicht zu verwundern, daß viele in ihrem Elende auf freiem Felde umkamen und mit hart gefrorenen Thränen tot gefunden wurden. Die Geschichte erzählt Schreckensscenen von größerem Umfange, aber wenige von so innerlicher Grausamkeit und Herzlosigkeit. Und das that ein hoher Priester der Kirche Jesu Christi, nicht gegen Ketzer, sondern gegen fromme Christen und Nachbarn! —

Der Klageruf der so schmählich behandelten Stadt erschollt weit hin und man erzählte überall davon, aber niemand war da, der helfen konnte. Im Gegentheil ergossen sich durch die eroberte Stadt die magdeburgischen Scharen in das fruchtbare Havelland und trugen den Greuel der Zerstörung und Verwüstung in Städte und Dörfer. „Sie scheuten“, sagt ein Zeitgenosse, „weder das Urtheil Gottes noch der Welt in ihrem Brennen, Rauben, Beschädigung und Verheerung der Acker; die Menschen und Einwohner wurden feindlich getödet, selbst die Blinden, Tauben, Lahmen und dergleichen arme Personen und Leute, welche allein in ungewisser Bettelei haben ihre Nahrung suchen müssen, wurden beraubt, weder Alter noch Geschlecht der Menschen verschont und lästerliche Bosheit auf barbarische Weise getrieben. Fürwahr, wunderbarlich und erschrecklich sind die Dinge; wer hätte gedacht, daß solch Elend, solche

*) Haftiz, ap. h. ann. Angelus, Annales marchic. S. 171 f.

Not und Armut über die Mark Brandenburg kommen würde, die doch zur Zeit Karls IV. in großem Frieden ist geschützt worden“ *). — Das schöne Weihnachtsfest wurde so für viele ein Fest der Trauer und Angst und viele wurden in die gefrorene Erde gelegt, denen ohne diesen verderblichen Krieg noch mancher Frühling erschienen wäre.

Es versteht sich von selbst, daß man diese Greuel in der Mark nicht ruhig mit ansah. Man hatte ein Heer auf die Beine gebracht und ging mit großem Mute auf die Feinde los; aber nicht auf die, welche ins Land gefallen waren und in demselben so barbarisch hausten, sondern man ließ diese ihr Wesen treiben und fiel ins Magdeburgische zwischen Havel und Elbe ein, wo man die armen ruhig sitzenden Bewohner die ganze Schwere des Kriegsführens fühlen ließ und alle Greuel wiederholte, welche die Magdeburger ausgeübt hatten**). Man that dem feindlichen Lande allen nur erdenklichen Schaden, wie die andre Partei, und konnte dies auf die bequemste Weise thun, weil man gegen wehrlose Unterthanen focht, denn die kriegführenden Parteien gingen einander aus dem Wege. Diese wunderliche Art zu fechten, wo die, welche sich schlagen wollen, nicht auf einander, sondern auf des andern Leute loschlugen und endlich mit heiler Haut abziehen, wiederholt sich in dieser Zeit öfter, und namentlich dauerte dieser Krieg in ähnlicher Weise über zwei Jahre.

Wir kehren indessen nach Rathenow zurück und zwar an dem Tage, welcher auf die schreckliche Nacht der Eroberung und Plünderung folgte, nämlich am St. Barbara-Tage, den 4. Dezember. Es war etwa neun Uhr vormittags, da ritten aus dem Städtchen Hohennauen, damals Hagenowe genannt, nördlich von Rathenow gelegen, eine Anzahl Reiter heraus und schlugen den Weg nach Rathenow ein. Sie schienen aus der Burg hinter dem Städtchen gekommen zu sein, denn der Hauptmann derselben, Johann von Zieker, winkte ihnen aus der Ferne noch freundlich nach.

Der vorderste dieser Reiter, ein großer stattlicher Mann, war dicht in eine Wildschur von schönem Pelzwerk gehüllt und hatte eine dicke Pelzkappe über seinen Helm gezogen. Er ritt ein sehr schönes Pferd, welches durch eine dicke Decke gegen die Kälte geschützt wurde. Nahe bei ihm ritten zwei Ritter, welche über den Panzer ebenfalls einen Pelz gezogen hatten. Gesicht und Hände waren, ersteres durch einen Pelztragen, letztere durch Pelzhandschuhe gedeckt. Ihnen folgten zehn Knechte, gleichfalls ver mummt, so weit es möglich war. Sie trugen die mecklenburgischen Farben.

*) Wusterwitz beim Haftiz a. h. a.

**) Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 172.

Was thun wir nun, sprach der vornehmste von ihnen zu seinen Begleitern; folgen wir der Warnung des Zieker, so müssen wir auf den Seitenweg einlenken, der unangenehm genug zu reiten sein wird, weil uns die Fichtenzweige ins Gesicht streifen. Oder reiten wir gradeaus nach Rathenow?

Herr Herzog, antwortete der eine Ritter, wenn es wahr ist, daß die Magdeburger in der Nacht die Stadt genommen und geplündert haben, dann ist nicht gut weilen in derselben, und leicht können wir Aufenthalt haben. Unter einer plündernden Rotte ist es immer schwer, die Bande des Gehorsams wieder herzustellen und wir wissen nicht, ob sie nicht noch jetzt in toller Wut die Stadt durchrast. Auf eine solche zu treffen ist unangenehm und kann uns leicht in zeitraubende Händel verwickeln.

Herzog. Wer weiß aber, ob die Nachricht wahr ist. Der Zieker gab sie ja nur als ein Gerücht.

Ritter. Aber doch als ein wahrscheinliches und mein Rat ist daher, wir gehen neben der Stadt vorbei.

Der zweite Ritter. Es ist schade, daß wir bei unserm Aufbruche aus Rhinow nicht schon etwas davon erfahren haben, dann hätten wir einen anderen Weg einschlagen können.

Der erste Ritter. Bis dahin war die Nachricht noch nicht gekommen. Jetzt hilft uns das Wünschen nichts. Was beschließt ihr, Herzog?

Herzog. Gut, wir wollen den Seitenweg einschlagen. Der Umweg soll ja nicht groß sein.

Sie lenkten ein, doch hatte man nötig, genau auf den Weg zu achten, weil der Schnee ihn fast unkenntlich gemacht hatte und nur wenige Fußstapfen ihn bezeichneten.

Es war Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard, welcher auf einer Reise nach Brandenburg begriffen war und in Rhinow übernachtet hatte. Bei dem Durchritte durch Hohennauen hatte ihm Johann von Zieker das Gerücht von der Eroberung Rathenows mitgeteilt.

Die Sonne schien hell am wolkenlosen Himmel; die Luft war voll Schneeflittern, und funkelnd flimmerte das Sonnenlicht von der Schneedecke der Erde zurück. Doch war die Kälte rein und trocken und die Luft still. Ein ödes Schweigen herrschte ringsum in der Gegend. Ein Zug Krähen und einige kleinere Vögel waren die einzigen lebenden Bewohner derselben, welche sichtbar wurden.

Der Weg zog sich bald nachher in einen Kiefernwald und führte in ihm so fort, daß Rathenow eine halbe Meile rechts liegen blieb. Doch konnte man die Stadt des Waldes wegen nicht sehen. Es war der Weg nach Bamme, auf welchem man fortzog.

Man gelangte an eine Stelle, wo der Weg von einem andern gekreuzt wurde, welcher von Rathenow herzukommen schien. Indem man sich näherte, hörte man das Schreien eines Kindes und entdeckte bald die Veranlassung. Seitwärts vom Wege lag ein bejahrter Mann auf dem Schnee in der Kleidung eines Knechtes. Auf seinem Leibe saß ein etwa dreijähriger Knabe, zum theil in den Mantel des Knechtes gewickelt, streichelte ihm die Backen und weinte bitterlich. Seine kindischen Bitten klangen unverständlich und „nur nicht sterben“ war das einzige, was man zu verstehen glaubte.

Der Knecht hatte eine tiefe Wunde in der Brust und sein Blut hatte den Schnee rund umher rot gefärbt. Er lag offenbar im Sterben; als die Reiter sich ihm genahet hatten, versuchte er zu sprechen, allein es wurde nur ein unverständliches Röcheln. Er deutete auf den Weg nach Rathenow, und die Blutspur zeigte, daß er von dort gekommen sei, faltete dann bittend die Hände und blickte auf den Knaben, der in seinen Schmerz verloren die Ankunft der Reiter nicht beachtete und fortfuhr, ihm die Wangen bittend zu streicheln. Der Knecht bog sein Haupt zurück und stieß seinen letzten Seufzer aus.

Dem ist nicht mehr zu helfen, sprach Herzog Ulrich, Gott sei seiner Seele gnädig. Seinen Leib werden die Wölfe wohl zu Grabe bestatten. Aber der hübsche blonde Knabe dauert mich. Er ist nett gekleidet und scheint das Kind guter Eltern zu sein. Seht einmal, wie jämmerlich er sich gebärdet. Er will den Knecht wieder erwecken. Was ist mit ihm zu machen?

Indem kam ein junger Mensch heulend und schreiend desselben Weges daher gelaufen, den der Knecht vermutlich gekommen war. Er erzählte von den Greueln dieser Nacht, die er, fremd und mit seinem Vater auf einer Reise begriffen, in Rathenow erlebt hatte. Bei der Plünderung der Herberge war sein Vater ermordet worden; außerdem hatte man ihm all das Seinige genommen und nur mit Mühe hatte er sich aus der Stadt geschlichen, um sich nun nach seiner Heimat zu betteln.

Herzog Ulrich sprach ihm Mut zu und reichte ihm eine Gabe. Dankend setzte er seinen Weg fort. Wenn es so steht, sagte der Herzog, dürfen wir nicht daran denken, den Knaben nach Rathenow zu bringen. Wer weiß, wo seine Eltern sind und andere nehmen das Kind nicht auf in so bedrängter Zeit. Kurt sprach er zu einem Knechte, du hast einen weiten Pelz an. Nimm den Knaben mit aufs Pferd und wickle ihn warm ein; ich will denken, Gott hat ihn mir beschert, will ihn mit nach Brandenburg nehmen und ihn dem Meister Freisack übergeben.

Der Knabe ließ sich schwer von dem toten Knecht trennen und verlangte dann nach Herzmutter. Man versprach, ihn dahin zu bringen,

der Knecht wickelte ihn ein und bald nachher fing er an, einzuschlafen. Ulrich sah sein liebliches Gesicht oft und mit innigem Vergnügen an.

In Bammme erfuhr man mehreres über die Schrecken der vergangenen Nacht. Aber noch waren die unglücklichen Einwohner nicht ausgetrieben, noch nicht die ganze Schale des Zorns über ihre Häupter geleert.

Nachmittags kam man in Brandenburg an und stieg bei dem Meister Freisack ab. Arnold Freisack wohnte in der Neustadt Brandenburg, war Bäckermeister, hielt eine Bierstube und nebenher eine Herberge für einige angesehenere Leute. Herzog Ulrich hatte bei öfterer Anwesenheit in Brandenburg stets bei ihm sein Absteigequartier genommen.

Ihr sollt wohl nicht raten, Meister, sprach er nach der Begrüßung, was ich euch mitgebracht habe?

Meister Freisack zerbrach sich den Kopf, konnte aber nichts finden.

Na, laßt's nur gut sein, ihr ratet's doch nicht, sagte Ulrich. Aber laßt mal eure Hausfrau kommen, denn die muß dabei sein.

Als sie gekommen war, ließ er Kurt eintreten und den Knaben bringen. Da, seht einmal, sprach er, das habe ich unterwegs gefunden und dabei gleich an euch gedacht, es euch zu übergeben. Was meint ihr dazu?

Er teilte ihnen mit, wie er zu dem Kinde gekommen sei. In Brandenburg wußte man noch nichts von Rathenows Schicksal. Es erregte allgemeines Mitleid, und Frau Freisack liebte den armen Knaben auf die herzlichste Weise.

Nun würdet ihr Leute mir einen Gefallen thun, wenn ihr das Kind hier behieltet und ihm eine christliche gottesfürchtige Erziehung angedeihen ließet. Ich werde zwar in Rathenow nachfragen lassen, ob seine Eltern nicht auszuforschen sind, und wenn diese gefunden werden, erhalten sie es natürlich wieder. Aber es ist doch auch möglich, daß die Eltern umgekommen sind, denn sonst würde der alte redliche Knecht schwerlich die Stadt mit dem Knaben verlassen haben, oder daß man die Eltern nicht auffinden kann. Dann will ich den Knaben als ein Gotteskind betrachten und euch ein Jährliches zu seiner Unterhaltung, Beköstigung und Erziehung aussetzen. Am liebsten wäre mir dann, er bestimmte sich für die Kirche und widmete sich dem geistlichen Stande.

Frau Freisack. Sollte der Knabe vielleicht nicht Auskunft geben können über seine Eltern? Wie heißt du denn, du Kleiner?

Der Knabe sprach unverständlich und selbst nach wiederholter Antwort blieb es ungewiß, ob er Heinrich oder Henning gesagt hatte.

Frau Freisack. Heißt du Heinrich?

Der Knabe. Ja!

Herzog Ulrich. Oder heißt du Henning?

Der Knabe. Ja!

Ulrich. Da ist nichts heraus zu bringen. Nennst ihn Heinrich; ist er nicht so getauft, so sind wir wenigstens nicht weit von der Wahrheit und beide Namen sind ja eigentlich dieselben.

Frau Freisack. Aber wie heißt denn dein Vater?

Der Knabe. Henning.

Freisack. Weißt du keinen andern Namen?

Der Knabe. Nein.

Es war dies um so wahrscheinlicher, als in jener Zeit die Familiennamen weit seltener als die Taufnamen gebraucht wurden und der Sohn oft denselben Taufnamen erhielt als der Vater.

Frau Freisack. Wir wollen den Knaben einmal untersuchen und sehen, ob er nicht irgend ein Zeichen oder sonst etwas am Leibe oder an den Kleidern hat, woraus man seine Eltern erraten könnte.

Man zog den Kleinen aus. Seine Kleider waren nett und sauber und bestätigten Herzog Ulrichs Vermutung, daß er guter Leute Kind, das heißt von Adel, sein müsse. Allein es fand sich nichts, als ein Amulet, das er an einer seidenen Schnur um den Hals auf der bloßen Brust trug. Es war eine in Gold gefaßte Reliquie, einen Zahn enthaltend. Auf der Rückseite stand: Sta. Barbara, und darunter die Buchstaben H. St.

Ach, sprach Frau Freisack, das Heiligtum hat die Mutter dem armen Würmchen umgebunden, daß es ihn vor Gefahr und Unglück behüten sollte; aber diesmal hat Sancta Barbara ihren Schutz nicht bewiesen, denn gerade an ihrem Feste hat er das Unglück gehabt. Wenn die Mutter noch lebt, o Gott, wie mag sie sich ängstigen!

Gesezt aber, sprach Meister Freisack, die Eltern werden nicht ausgekundschaftet, welchen Namen soll Heinrich dann führen?

Herzog Ulrich. Dann soll er Heinrich Winter heißen; denn mitten im Winter habe ich ihn gefunden und aus der Pein des Winters errettet, in welcher er ohne meine Hilfe umgekommen wäre. Sorgt jetzt für den armen Kleinen, daß er zu essen bekommt und schafft an, was ihr sonst nötig habt. Mich aber führt auf mein Zimmer.

Meister Freisack war ein Mann in seinen besten Jahren, und seine Frau eine tüchtige Hauswirtin, welche früh und spät auf dem Platze war und bald in der Backstube, bald in der Bierstube, bald in der Gaststube nach dem Rechten sah. Sein Haus war eins der ansehnlichsten in der Neustadt und er selber einer der wohlhabendsten Bürger, allgemein bekannt und geschätzt wegen seiner Biederkeit und Redlichkeit. Er hatte zwei Söhne, Siegmund und Johann genannt*), nebst zwei Töchtern.

*) Haftiz, ap. ann. 1409.

Die beiden Knaben, als die jüngsten seiner Kinder, waren sechs und vier Jahre alt und daher gute Spielgefährten für den kleinen Heinrich.

In den nächsten Tagen wurde das Unglück Rathenows erst vollständig bekannt, da viele der vertriebenen Einwohner sich nach Brandenburg gewandt hatten. Dadurch verschwand jede Hoffnung, die Eltern Heinrich Winters auszufundschaften, weil sie entweder tot oder vertrieben waren. Öffentliche Aufforderungen konnte man nicht erlassen, da das jetzige Mittel der öffentlichen Blätter gänzlich fehlte. Herzog Ulrich gab es daher auf, weitere Erkundigungen einzuziehen und traf alle Veranstellungen, die Zukunft seines junges Pfleglings zu sichern, für den er sich mit väterlicher Zärtlichkeit interessierte.

Vierzehn Tage mochten verflossen sein, da kam ein Bote aus Mecklenburg und brachte dem Herzog Briefe, deren Inhalt ihn hoch erfreute. Er ließ sich den Meister Freisack rufen und sprach zu ihm: Hört einmal Alter, ich weiß, ihr hört gern Nachrichten aus der Fremde, besonders wenn von braven Männern die Rede ist.

Meister Freisack drehte seine Mühe in den Händen und versetzte schmunzelnd: Fürstliche Gnaden sind sehr gnädig. Das ist allerdings meine Lust.

Der Herzog. Nun, da kann ich euch gute Zeitung mitteilen und ihr könnt euren Stammgästen in der Bierstube damit die Zeit verkürzen. Ihr wißt, daß mein Bruder, Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard, in Schweden ist, um König Albrecht zu helfen und daß die Stadt Stockholm wider die Königin Margarethe ist. Vor sechs Wochen erhielten wir die Nachricht, daß die Dänen Stockholm belagert hätten, und daß die Bürger daselbst großen Hunger erlitten und sich würden ergeben müssen, wenn nicht bald Entsatz käme. Um dem zuvor zu kommen, wurden in dem Wismarschen Tiefse acht große Schiffe ausgerüstet, mit Korn, Malz und andern Lebensmitteln beladen und mit kühnen Helden besetzt, um die Dänen vor Stockholm zu vertreiben. Als Hauptmann wurde ihnen ein tapferer Degen, Namens Meister Hugo, zugleich ein tüchtiger Schiffer, gegeben.

Freisack. Ja, davon habe ich erzählen gehört. Die Jahreszeit war aber schon sehr vorgerückt; sind sie denn ausgelaufen?

Der Herzog. Ja. Der Winter war bereits gekommen, und es war ein Wagemstück, die Reise zu unternehmen. Indessen hatten die Dänen auch noch viele Schiffe in See, teils der Vitalienbrüder wegen, teils wegen anderer, welche mit ihren Schiffen ihren Reichen Schaden thun wollten. Man mußte sich darauf gefaßt machen, von diesen Schiffen angegriffen zu werden. Nun aber begab es sich, daß unsere Schiffe nahe gegen die dänische Küste getrieben wurden und nicht weit von derselben hinfuhren. Da trat unvermutet der heftige Frost ein, dessen ihr euch

noch erinnert, in welchem Rathenow fiel. Als nun der Wismarische Hauptmann, Meister Hugo, sah, daß der Frost so sehr überhand nahm, das Wasser zufror und an ein Entkommen und Weitersegeln nicht zu denken war, sprach er zu den andern Schiffern und Kriegsleuten also: Lieben Gefellen, ihr seht, daß wir hier eingefroren liegen, und wir dürfen nicht vermuten, daß es sobald ander Wetter werden wird. Auch wißt ihr, daß der Dänen Schiffe noch in der See sind. Wenn nun dieser Frost bleibt, so werden sie uns gewiß anfallen und sich mit uns versuchen. Dann aber haben sie einen großen Vorteil, weil sie ihrem Lande nahe sind und sich daraus verstärken können, so sehr sie wollen.

Freisack. Sapperment, das ist eine häßliche Lage. Da muß er ja drauf gehen.

Der Herzog. Derohalben, sprach er weiter, ist es besser, wir sehen uns in Zeiten vor. Wollt ihr nun meinem Rate folgen, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß uns die Dänen sie wohl lassen sollen, wiewohl es Arbeit kosten wird; aber weil es kalt ist, so ist es besser, etwas zu thun zu haben, als müßig zu Tode zu frieren. Seht da, auf dem Lande steht viel Holz, da wollen wir Leute hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Balken hauen und auf dem Eise mit geringer Mühe an die Schiffe schaffen; die wollen wir zu beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Wasser begießen, das bald gefrieren wird; so geben wir unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk. Laßt dann die Dänen nur kommen, wir wollen ihrer warten.

Freisack. Der Meister Hugo ist klug.

Der Herzog. Auch den Schiffern und Kriegsleuten gefiel dieser Rat wohl. Sie holten die Bäume, legten sie um die Schiffe auf einander, begossen sie mit Wasser, und so entstand ein gläserner Wall. Kaum war diese Arbeit vollbracht, so kamen die Dänen in Haufen über das Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern. Aber wiewohl der Dänen viermal so viel waren, als der Wismarischen, so mußten sie doch mit großem Schaden davon ziehen und die Schiffe liegen lassen.

Freisack. Ei, das ist prächtig. Der Meister Hugo ist zum küssen. Was werden sich die Dänen geboßt haben!

Der Herzog. Es verdroß sie über die Mäßen, darum dachten sie auf neue Wege, wie sie den Schiffen Schaden zufügen möchten. Da sie nun gesehen hatten, daß sie vor den Baumwällen die Schiffe nicht beschießen konnten, so kamen sie auf den Einfall, ein Kriegsgerät anzuwenden, welches man eine Raß nennt.

Freisack. Was ist das für ein Ding?

Der Herzog. Von Faschinen und Schanzkörben errichtet man ein hohes Bollwerk, oder auch nur ein Stück eines hohen Walles, der den gegenüberstehenden überragt, da klettert man hinauf und schießt von da

hinunter. — Die Dänen liefen in das Holz, wo die Wismarischen ihre Bäume gehauen hatten. Der Wismarische Hauptmann, Meister Hugo, aber erkannte bald ihre Anschläge und ließ in der Nacht um die Schiffe große Löcher in das Eis hauen, die Eisstücke aber unter das Eis drücken. Nicht lange danach kamen die Dänen mit ihrem Volke und versahen sich nicht, daß die Wismarischen geeist hatten, denn die Löcher waren oben wieder dünn zugefroren. Sie näherten sich mit großem Ungestüm und eilfertiger Hast und meinten nun, die Schiffe gewiß zu gewinnen und die gestrige Scharte wieder auszuwehen. Aber es ist ein altes Sprüchwort: große Hast bringt oftmals guten Spott. So ging es den Dänen diesmal auch; sie fielen haufenweise in das Wasser, und der eine drängte den andern nach, so daß viele Hundert der Dänen den Tag eroffen. Zu diesem Schaden mußten die armen Dänen obenein noch großen Spott erdulden; denn wenn sie so in dem Wasser versanken, so riefen die, welche auf den Wismarischen Schiffen waren: Käz, Käz, Käz, Käz! wie man zu rufen pflegt, wenn man die Katzen jagt*).

Die Schiffe wurden so durch List und Gewalt erhalten, bis Gott ein ander Wetter gab. Bei dem letzten Thauwetter vor acht Tagen brach das Eis und die Schiffe sind nach Stockholm in See gegangen. Sie haben einem zurückkehrenden Schiffe, dem sie begegneten, Briefe mitgegeben, worin Meister Hugo seine Streiche erzählt und diese habe ich heute erhalten.

Herzog Ulrich reiste bald darauf zurück, weil er das Weihnachtsfest in Stargard verleben wollte. Seinen Schützling band er den Freisack'schen Eheleuten auf die Seele, die es denn auch an nichts fehlen ließen; das Kind war in gute Hände gefallen und Mutter Freisack hütete es wie ihren Augapfel.

*) Chronik des Neimar Kock bei Grotuff, II. I. S. 495—497.